

Peter Möhring
Homo Diabolus

IMAGO

Peter Möhring

Homo Diabolus

**Über Glauben, Unglauben
und Aberglauben**

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Teufelsdarstellung aus dem *Codex Gigas*;

Foto: National Library of Sweden (CC BY 4.0)

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

www.me-ti.de

ISBN 978-3-8379-2988-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7731-8 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung	7
1 Mephistopheles und seine Freunde	13
2 Anmerkungen zur Geschichte des Teufels	21
3 Biblische Mythen als Bezugssystem	29
4 Glaube, Unglaube und Aberglaube: Ein Spiel mit Projektionen	37
5 Satan ist gelandet	45
6 Das Böse in der Kunst	63
7 Mephistopheles in der Literatur	73
8 Post-faustisch Aufgeklärtes	81
9 Das Bedürfnis zu glauben im Diskurs	85
10 Aufklärung im Dilemma	99
11 Aufklärung der Aufklärung!	107
12 Sigmund Freud und die Aufklärung	115
13 Aufklärung und Ressentiment	125
14 Das unglaublich intensive Bedürfnis zu glauben	135
15 Dementalisierung und Urteilsdependenz	147
16 Horizontale und vertikale psychische Spaltung	155

17	Eine Hardware für den Glauben	169
18	Über Denken denken	177
19	Ein Teufel für das 21. Jahrhundert?	191
20	Digitale Information und Dataismus	197
21	Homo Diabolus – Des Teufels alte neue Kleider	211
	Literatur	217
	Abbildungsnachweise	223

Einleitung

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen, so sagt man. Manchmal führen solche Reisen, auch wenn sie nur in Gedanken stattfinden, dennoch zu einem Ziel. Dass die Reise selbst das Ziel sei, ist nicht viel mehr als ein intellektueller Kalauer. Aber es gibt auch Reisen, die sich in einer Bücherei oder Bibliothek abspielen, weitgehend ohne negative CO₂-Bilanz, oder – noch umweltfreundlicher – teilweise sogar im eigenen Kopf. Um eine solche Reise handelt es sich hier. Aber unter dieser Voraussetzung bin ich noch mehr auf meine Fabulierkünste angewiesen, als wenn ich aus dem Vollen von unterwegs Erlebtem schöpfen könnte. Da wäre man doch gerne ein begabter Literat, der gut erzählen kann und nicht ein mehrfach Dilettierender. Dennoch habe ich während der Jahre, in denen ich mich mit meinem Sujet – dem Teufel und Einigem, was damit zu tun hat – befasst habe, etwas für mich Neues erlebt; mehr als nur die vorsichtig besorgten Kommentare von Kolleginnen und Kollegen, die sich nicht vorstellen konnten, was ich mit dem Thema bezwecken will, und die ziemlich ratlos blieben.

Für mich hat sich durchaus eine Perspektive geöffnet, die auf anthropologisch-kulturelle Dimensionen abzielt. Teufel, Dämonen und Götter, die auf vergleichbare Weise in allen Kulturen anzutreffen sind, mögen uns auf kindliche Seiten verweisen, auf Illusionen, Ängste und Hoffnungen. Gleichzeitig enthalten sie kulturelle Bestände von Wissen: einerseits Wissen aus der physischen Welt und andererseits Wissen in Form von Übereinkünften über in einer Gesellschaft als verbindlich geltende Regeln und Verhaltensvorschriften. Das ist nicht neu, aber eher selten, wenn man sich klarmacht, mit welcher Kraft, mit welcher Wucht, diese Einflussgrößen auf den Einzelnen wirken. Von Kindheit an unterliegt der Einzelne formenden gesellschaftlichen Kräften, die den ethnischen Anteil seiner Persönlichkeit bilden. Wenn wir erst einmal erwachsen sind, haben wir basale Regeln unseres Verhaltens, der Art, wie wir miteinander umgehen, schon verinnerlicht. Um es vorwegzunehmen: Das hat sein Gutes, weil es unser Zusammenleben vereinfacht, denn, wie der Ethnopschoanalytiker Paul Parin (1977) gezeigt hat, erleichtern unbewusste Anpassungsmechanismen das Zusammenleben in einer Gesellschaft und entlasten das Ich des Einzelnen. Für Peter Sloterdijk (2002) grenzt es ohnehin geradezu an ein Wunder, dass die Menschen es schaffen, ihre

Neidgefühle, ihre eifersüchtigen Konkurrenzbedürfnisse so weit im Zaum zu halten, dass sie sich nicht ständig gegenseitig bekämpfen. Inseln gesellschaftlichen Friedens können zwar auch jenseits von Zerstörung eine Zeit lang existieren, aber gewiss ist das weder im Großen noch im Kleinen ein anhaltender Zustand.

Blicken wir nur in die Geschichte der letzten Generationen zurück, dann stellen wir fest, dass – gewiss bedauerlicher Weise –, die Zeit nach dem Krieg immer auch die Zeit vor dem Krieg ist, und auch wenn wir in Westeuropa nun schon über sieben Jahrzehnte in einer Phase des Friedens leben, spürt man zunehmend, wie es im Gebälk zu ächzen beginnt, wie die Bedeutung demokratischer Tugenden verblasst und die Kultur dialogischer Auseinandersetzungen zugunsten rechthaberischen Geschreis geschwächt wird. Die Möglichkeiten der sogenannten sozialen Medien scheinen sich oft darin zu erschöpfen, ihre verführerische Anonymität zur Verbreitung von Hass zu missbrauchen, zu Schmähungen und Gemeinheiten, welche die meisten Menschen, wenn sie nur ein wenig zivilisierten Anstand behalten haben, niemandem direkt ins Gesicht sagen würden. Jahrzehntlang durften radikal antidemokratische Zeitgenossen ihren Schmutz nahezu unkontrolliert verbreiten, und man bemerkte kaum, wie eine raubtierkapitalistische Leitkultur allmählich die vermeintlich sicheren Fundamente unserer Gesellschaft unterspülte. Der politische Mord scheint sich wie eine echte Alternative zur demokratischen Streitkultur zu entwickeln. Dabei brauchen Menschen politische Bildung und praktische Ethik, um auf dem Boden der Menschenrechte gedeihliche Verkehrsformen zu entwickeln und zu erhalten. Das beschränkt sich gewiss nicht auf das Christentum. Wenn der iranische Ajatollah Ruhollah Musawi Chomenei von den USA als »dem großen Satan« sprach, wusste jeder, dass dieser Religionsführer von »god's own country« und dessen Leitfigur sein eigenes Bild hatte.

Menschen sind Kultur schaffende Wesen. Sie ersinnen gerne Geschichten, beginnen daran zu glauben und messen sich schließlich daran. Verkürzt lässt sich nicht nur unterscheiden, welche Arten von Geschichten Menschen ersinnen, sondern auch, wie intensiv sie daran glauben und als wie verbindlich sie diese nehmen. Dass mich meine Reise an Orte führen würde, an denen sich solche Einsichten mit Eindringlichkeit aufdrängen, war für mich anfangs nicht zu erkennen. Zu Beginn war mir nur vage bewusst, warum ich mich auf dieses Thema einlassen wollte. Der Teufel hatte es mir angetan, diese alte Schreckensfigur aus Kindertagen, die so neugierig macht. Es ist bemerkenswert, dass man als Kind zunächst solche Figuren gänzlich zur Externalisierung verwendet. Der Teufel – oder der Dämon – ist außen. Überall kann er sitzen, und es ist besser, man begegnet ihm nicht. Für Reflexion ist anfangs noch wenig Raum. Klar war dennoch, dass es

auch um das Böse geht. Das Böse springt uns ja heute geradezu an. Maximales Interesse an Verbrechenangelegenheiten kann einem sicher sein, wenn man sich gar als Kriminologe zu erkennen gibt. Ob man Serienkiller kenne und/oder Sexualverbrecher. Was man mit Kinderschändern machen solle, wird man gerne gefragt. Plötzlich zeigt sich spontan im Alltag, wie dünn die Decke der Zivilisation ist, sowohl seitens der Täter als auch vonseiten der sogenannten Unbescholtenen.

Spontan entdeckte ich einen Bezug meines Buchs *Verbrecher, Bürger und das Unbewusste* (2014) zum Thema des Teufels: Der Weg vom Teufel zum Bösen (und retour) ist generell nicht weit. Manch einer hörte schon als Kind, dass er ein Teufel sei oder dass er den Teufel im Leib habe. Und schon bewegt man sich vom bösen Gedanken in Richtung der bösen Tat! Eine böse Tat, sei sie anfangs auch nur ein Gedanke, scheint der Inbegriff des Bösen zu sein. Damit die Aufmerksamkeit darauf gerichtet bleibt, muss die seelische Aktivität bewahrt werden. Aber wie hält sich das Interesse an etwas wirklich Bösem so frisch, dass es nicht bald schal wird und sich nicht schon im ersten Anlauf verbraucht in Formulierungen wie »das sogenannte Böse«, »das ganz normale Böse«, »die Banalität des Bösen« usw. Eine Horrorfilmreihe brachte es sogar bis *Das Böse III*, dann war der Stoff wohl nicht mehr gruselig genug, um noch mehr Geld damit zu verdienen. Immerhin feierte kürzlich im Film *Der Joker* das Böse eine gelungene Auferstehung. Man mag beunruhigt-beruhigt sein – das Böse und die Bösen sterben stirbt so rasch nicht aus. Dennoch gibt es einen naheliegenden Unterschied: Eine Filmreihe verbraucht sich ebenso wie die vielen Romane und Sachbücher über das Böse, aber es gibt Orte, an denen die Symbolik von Teufel, Satan und gewiss auch von Gott emotional noch so stark aufgeladen ist, dass die Substanz der darin enthaltenen Kernaussagen länger vorzuhalten scheint. Das konnten die Alten noch besser, wobei sich dies gewiss nicht auf das Christentum beschränkt, wie das bereits erwähnte Zitat von Chomenei zeigt.

Allerdings verlieren solche Kernaussagen zunehmend an Gewicht. Das ist eher als Feststellung gemeint und nicht als nostalgisches Bedauern. Dass die Menschen nicht mehr an den Teufel glauben wollen und sie religiöse Dogmatik zunehmend hinterfragen, ist ein Zeichen dafür, dass sie bereit sind, ihren eigenen Verstand zu gebrauchen. Wenn sie sich gegen intellektuelle Zumutungen wehren und aus naheliegenden Gründen das, was man sie glauben lassen will, mehr auf dem Boden reliablen Wissens fundieren möchten als auf alten Büchern, geschrieben von alten Männern, die behaupteten, ihre Botschaften wurden ihnen direkt von den Göttern in die Feder diktiert, so ist das sicher kein Fehler. Gleichzeitig manifestiert sich hierin insofern ein Dilemma, dass nicht wenige als einige Inhalte dieser Schriften zwar viel wertvolles soziales und kulturelles Wissens ent-

halten mögen, das allerdings in Formulierungen daherkommt, die zum Teil auf den ersten Blick als unsinnig erkannt werden und daher zunächst von abergläubischem Ballast befreit werden müssen. Erst dann lässt sich ihnen ein tieferer Sinn zuerkennen, der in die heutige Zeit übertragen werden kann. Der Wert solcher Schriften kann vorher kaum für moderne Bedingungen erschlossen werden, wenn er sich obligat mit religiös dogmatischen Aussagen über sogenannte Glaubensstatsachen verknüpft. Das ist, als wollte man die Bereitschaft, Erkenntnisse zu formulieren und anzuwenden, gleich wieder dadurch annullieren, dass man an anderer Stelle darauf beharrt, dass es Wunder wie die unbefleckte Empfängnis und die Auferstehung von den Toten gibt. Aber wer ist schon so unbestechlich, dass er bereit wäre, sich von seinen Lieblingsirrtümern zu befreien?

So bewegt sich der Teufel, oder Satan, wie ich ihn lieber nenne, weil dieser Begriff noch mehr akzentuiert, welcher Schaden von dem, was damit gemeint ist, angerichtet wird, in meiner Diktion nach wie vor und bis auf Weiteres als die zerstörerische Kraft unter uns bzw., so die These, als ein wirksamer Teil von uns in uns. Dabei wird mich meine Reise durch die Disziplinen zu einigen Gedanken führen, die nicht nur mit intellektuellen Zumutungen aufräumen, sondern es sollen auch kulturelle Einsichten, die schon sehr lange in biblischem Gewand daherkommen, vor Ignoranz und Unverständnis gerettet werden. Exemplarisch werde ich dies an einem Thema verdeutlichen, mit dem die meisten Christen – oder ehemaligen Christen – pädagogisch gequält worden sind, ohne das, was es bedeutet, auch nur ansatzweise verstehen zu können. Ich spreche von der Erbsünde, mit der wir alle behaftet sein sollen. Es war ein Anthropologe vom Rang René Girards, der dafür plädierte, erhellende Gedanken zu der vermeintlichen Schuldhaftigkeit des Menschen nicht auf der Ebene des Religiösen, sondern auf der Ebene der Anthropologie nutzbar zu machen.

Heute haben wir die sogenannte »decade of the brain« schon hinter uns, aber damit sind die Möglichkeiten, die Neurowissenschaften als Erkenntnisquelle für andere Wissensbereiche zu nutzen, noch lange nicht ausgeschöpft. Darüber, wo, wie und warum der Mensch denkt, haben Neurobiologen viel Neues ans Licht gebracht. Sie machten dabei auch nicht vor der Frage Halt, ob Gott seinen Sitz im Gehirn hat. Ein weiteres »Hochlicht« der Erkenntnis entdeckte ich in Andrew Newbergs Einsichten über das, was bei und mit dem Titel *Der gedachte Gott. Wie Glaube im Gehirn entsteht* (Newberg et al., 2003) bekanntgeworden ist: Menschen können einen Gott oder mehrere Götter denken. Das heißt nicht, dass es etwas wie »Gott« materiell geben muss, und dies ist etwas völlig anderes als eine Vorstellung, die als Gottesbeweis daherkommen will. Zwar scheut auch Newberg in letzter Konsequenz davor zurück, Einsichten über einen wie auch

immer gearteten Gott wie diesen Gott der Christen ebenfalls als »nur« Gedachtes und nicht als real Existierendes klar zu benennen, aber er liefert sehr plausible Argumente dafür, warum Menschen denken, was sie zum Denken motiviert, und Gründe dafür, warum sie meinen, immer verstehen zu müssen, was um sie herum vorgeht – zumindest in einigen Grundzügen. Erhellend ist, wenn er begründet, was geschieht, wenn Menschen ihre mentalen Kräfte nach innen anstatt nach außen richten, was dazu führen kann, dass sie Gedanken, die sonst dem Verstehen des Außen dienen, zur unvermuteten Wahrnehmung einer inneren Dimension verwenden. Das geschieht auf diese Weise ganz ohne Spiritismus (der nicht als »Spiritualität« misszuverstehen ist), ohne Wunder, Dämonen, Teufel und Gott. Newberg bemüht hier nicht Sigmund Freud, der »Gott« als kaum auszurottende Illusion ansah, aber er vertritt eine Art spannender neurobiologischer Triebtheorie, die das Motivationssystem der Menschen erhellt, sodass Sigmund Freud daran seine Freude gehabt hätte.

Meine Bemühungen, Aspekte des Bösen als eine *Conditio humana*, als *Conditio sine qua non* zu erfassen – mag man eine solche Sicht des Menschen auch aus humanistischer Gesinnung heraus bedauern –, runden das Bild philosophisch-anthropologisch ab. Ich schließe mich Paul Ricœur (2006) an, der am Ende feststellt, dass man das Phänomen des Bösen philosophisch nicht erschöpfend wird verstehen können, dass aber jeder Mensch etwas gegen das Böse unternehmen kann.